

Material aus der Tierwelt ist diese Hypothese gewonnen? Wenn sie für diesen Bereich stimmen sollte, ist sie denn überhaupt auf den Menschen übertragbar? Wie steht es mit den Phänomenen der Güte, der Solidarität etc.? Unbehagen bereitet die Vereinnahmung von Parmenides' Lehrgedicht und Heraklits Aussprüchen zur Untermauerung G.s Thesen. Gelungen ist aber ganz sicherlich das Kapitel „Zur Überprüfung von Verstehenshypothesen im Hinblick auf das Seiende unter Berücksichtigung des inneren Systems des Rechts“ (373–405).

N. BRIESKORN S. J.

WILLKE, HELMUT, *Ironie des Staates*. Grundlinien einer Staatstheorie polyzentrischer Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1992. 399 S.

Willke (W.) will seine Zeit, die moderne, westlich-industrialisiert-pluralistische Gesellschaft, auf den Begriff bringen und ihre Aufgaben aufweisen. So ist mehr als in Hegels „Grundlinien“ angezielt. Läßt sich aber aus dem Geist der Moderne und nicht gegen ihn eine innere ideale Gestalt der Politik und des Staates konstruieren? Sie läßt sich. Die Eckwerte Einheit und Differenz, Selbsterhaltung und Dezentrierung bilden dabei die Aufbauelemente und Kriterien. Sie geben zu erkennen, daß den Leser ein systemtheoretischer, ein in vielem N. Luhmann verpflichteter, aber auch ihm gegenüber gelegentlich kritischer Ansatz erwartet, der sich zugleich ohne Scheu bei A. Etzioni (119 f.) und dem Neokorporatismus (78) umgesehen hat. – An welche Abläufe W. seinen Entwurf anknüpft, zeigt eine unter zahlreichen prägnanten Charakterisierungen der politischen Geschichte: „Der Rechtsstaat wurde hervorgetrieben durch einen *Mangel an Macht*, welche der Anwendung illegitimer Gewalt Einhalt hätte gebieten können. Der Sozial- und Wohlfahrtsstaat wurde erzwungen durch einen *Mangel an Geld*, welches die gewalttätigen Folgen der Armut hätte erträglich machen können. Ganz analog muß man heute feststellen, daß ein *Mangel an Wissen* eine neue Staatsfunktion erfordert, einen supervidierenden Staat . . .“ (268). Wie dieser Staat zu denken ist, führt zu einem Vor-Bedenken von Gesellschaft und in abstraktere Ausdrucksweisen (wir sind in der Systemtheorie!): „Für die Gegenwart reicht . . . die Beschreibung der Gesellschaftsstruktur als funktional differenziert nicht mehr aus“, werde doch die Differenzierung einerseits wiederum organisiert, andererseits in organisierten Vernetzungen aufgefangen (183). Es habe, noch wenig bemerkt, eine „organizational revolution“ stattgefunden (250). Auch bestimme sich der Staat nicht mehr in bezug auf die Gesellschaft, sondern „in bezug auf die Operationsprobleme der Politik als eines autonomen, selbstreferentiellen und komplexen Funktionssystems der Gesellschaft“ (9), er sei „internes Modell oder Selbstbeschreibung des politischen Systems der Gesellschaft“ (244).

Einer Abschaffung des Staates redet W. somit nicht das Wort, sondern stuft ihn neu ein: unentbehrlich sei er als Funktionssystem. Unverzichtbar in „Steuerungsaufgaben . . .“, weil eine naturwüchsige, marktförmige oder evolutionäre Entwicklung in unkalkulierbare Risiken führen würde . . . zugleich (haben) die Bedingungen der Möglichkeit zielgerichteter Intervention sich grundlegend gewandelt und (setzen) heute neben dem Medium Macht auch eine elaborierte Verwendung der Medien Geld und Wissen voraus“ (173). – Der Staat bedürfe demnach weiterhin einer machtbasierten (klassisches Gewaltmonopol) und geldbasierten Infrastruktur (Wohlfahrtsaufgabe) (246). Ein Beispiel verdeutliche das Zusammenspiel: die Schulpflicht ist Ausdruck der machtbasierten Infrastruktur, die Einrichtung und Ausstattung der Schule Gegenstand der geldbasierten Infrastruktur. Was nun aber die Art der Intervention betrifft, so hält W. eine direkte Beeinflussung aller Teilsysteme von *einem* Zentrum her für unmöglich. Jedes Teilsystem besorge seine eigene Transformation und thematisiere seine eigene Identität (73). Jede Veränderung müsse es selbst bejahen. Hinzu komme die „retikulare, vernetzte Kommunikationsstruktur“ (189). Steuerung können dabei nur auf die Ränder einwirken (189), bis die „Konditionierung der Selbststeuerung“ (190) gelinge. „Interventionen in komplexe, selbstreferentielle Systeme sollen nur auf der Ebene der Programme, niemals auf der Ebene der codes erfolgen. Denn Eingriffe in die Codierung gefährden die Autonomie, mithin die Existenz des Systems“ (169 f.). – Fazit: Die Gesellschaft fällt nicht auseinander, sondern lebt in ihrem Differenzierungs- und Independenzzusammenhang. W. gesteht ein, daß die Schwierigkeit erheblich sei, „mehrere

autonome Systeme in einen nichtzufälligen, produktiven und selbstbindenden Zusammenhang zu bringen“ (134). Die Abstimmung sämtlicher kollektiver Akteure und korporativen Systeme ist mühsam, weil „ein Gesamtsystem ... gerade dann nicht im Gesamtinteresse handelt, wenn es aus *rationalen* Teilsystemen zusammengesetzt ist“ und weil „bloßes Verhandeln zwischen korporativen Systemen mit gemeinsamen Interessen nicht ausreicht, um ein optimales Ergebnis zu erreichen“ (135 f.). Und dann deckt W. endgültig seine Zielrichtung auf: „Es muß ein funktionales Äquivalent zu der Größe gefunden werden, die in einfacheren Zeiten als Gemeinwohl, öffentliches Interesse oder gar Staatsraison bezeichnet werden konnte“ (136). „Wenn das Argument gelänge, daß organisierte Sozialsysteme in der Lage sind, ihre begrenzte Teilsystemrationalität im eigenen Interesse an globaler Maximierung und strategischem Handeln zu transzendieren, dann wäre der Eckpfeiler herkömmlicher Staatstheorie erschüttert: der fraglos angenommene Bedarf der Gesellschaft nach einer zentralen, hierarchisch übergeordneten Steuerungsinstanz“ (139). Für W. gelingt das Argument. Wie? Indem er den Begriff der Ironie einführt. Er ist R. Rorty entlehnt (86 f.: R. Rorty: Kontingenz, Ironie und Solidarität, 1989) und meint eine Haltung, welche beständig Zweifel gegenüber ihren eigenen Ansichten hegt und alle Strukturen für vorläufig und ersetzbar hält. Eben diese Kontingenzerfahrung führt W. zufolge zu einer sitzlichen Haltung. Was nützt, seien Selbstbindung an Standards der Respektierung der Autonomie gesellschaftlicher Teilsysteme, Selbstbegrenzung und Bescheidenheit der Politik (316), deren Interesse an sich selbst, an ihrer Selbsterhaltung, gerade diese Haltungen miteinander und nicht ausschließt (137). Somit ist aber der Staat seiner tragischen Rolle ständiger störender Selbstüberforderung ledig und nur noch als „local hero“ nötig.

Brillant geschrieben entbehrt W.s Text nicht leicht arroganter Töne (254: „Einige reflektierte und ernst zu nehmende Autoren“; 256 zu Habermas: „dessen Sozialphilosophie sich immer antiquierter ausnimmt“ und die (354) „aufschlußreich in ihrer Unbrauchbarkeit sei“). Die Stellung zu Habermas (206 f.) wäre angesichts dessen „Faktizität und Geltung“ (1992) zu nuancieren oder zu ändern. Die mehrfach bei J. Habermas gebrauchte „Entfesselung“ findet sich auch bei W. (313). Werden hier Bälle rückgespielt? Daß es um das System und nicht um den einzelnen konkreten Menschen gehe, betont W. schon fast gelangweilt-ärgerlich (254 f.). Gut, seien wir mit dieser Abstraktion einverstanden und nehmen wir den Menschen als Umwelt des Systems. Nur: die Systemtheorie abstrahiert nicht nur, sie belegt das Systemleben mit Qualifizierungen aus dem menschlichen Bereich, so daß der Mensch sich verdrängt, überflüssig, ja störend vorkommen kann. Auch scheint W. nur das Entweder-Oder von individualisierend-betriebener oder systemtheoretisch bestimmter Politik zu kennen. Dabei handelt es sich doch um keine vollständige Disjunktion! Es läßt sich vielmehr auch der einzelne Mensch so denken, wie W. die Teilsysteme auffaßt, als grundsätzlich zu solidarischem Handeln fähig. Deswegen immer wieder diese Anfrage an die Systemtheorie, ob das System genügend rückgebunden sei an den nie einfangbaren Menschen (W. sieht auf seine Weise auch diese Rückbindung als Problem: 254). W. versucht, die „Systemtugend“ der Bescheidenheit und des Kooperationswillens als systemnotwendig herauszustellen. Bleiben Sein und Sollen in berechtigter Weise bei W. getrennt? Was aber, wenn die Systemtugend dem Teilsystem nicht einleuchtet? Was geschieht, wenn die Opfer der Integration den Nutzen aus ihr übersteigen? Endet die Kooperation oder entartet das System zum Kollektiv? Kommt J. Rawls mit seinem Vertrauen in ein *sublimierbares* Nutzendenken der einzelnen der Lösung dieses Problems nicht näher? Daß W. auf die Strafsanktion in seinem System trotz des „eigenen aufgeklärten Interesses jedes Funktionssystems an Kooperation“ (364) nicht verzichten kann, zeigt S. 368. Und wenn der Rechtsstab sanktionsunwillig wird? Bedenken bestehen auch gegenüber W.s Rechtsbegriff, wenn es heißt, das Recht müsse „geradezu ... materiale Gesellschaftstheorie werden“ (206)? Erbringt es dann noch seine Steuerungsleistung? Letztlich: Welche Politik kann sich lediglich säkular begründen und *ausschließlich* mit diesem Bezug die Einheit der Gesellschaft fordern und begründen (29)? Legitimation wird durch Selbstreferenz erreicht (35), d. h. die säkulare politische Ordnung selbst wird „zum vollen funktionalen Äquivalent einer ... transzendenten Legitimität gesellschaftlicher Ordnung“ (34). „Legitimität durch Legalität“ wandelt sich zu „Legitimität der Legalität“ (34). W. stellt

in faszinierender Weise Gefahren dar. Diese nur als Gefahren zu orten, welche der bürgerlich-herrschenden Besitzklasse drohen, und W. zu unterscheiden, er trete letztlich für eine staatliche Kommandowirtschaft ein [Albert Krölls: Die Legende vom Staatsversagen. Zum Verhältnis von Staat, Recht und Ökonomie im organisierten Kapitalismus, in: Demokratie und Recht 19 (1992) 36 ff.], entstammt dogmatisch-marxistischer Engführung und wird W.s Anliegen nicht gerecht. Sind aber seine Vorschläge geeignet, dieser Gefahren Herr zu werden? Er benennt aus engagiertem Ernst Aufgaben. Aber lassen sie sich auf diesem Wege bewältigen? N. BRIESKORN S. J.

PSYCHOTHERAPIE IM WANDEL. Von der Konfession zur Profession. Herausgegeben von Klaus Grawe, Ruth Donati und Friederike Bernauer. Göttingen–Bern–Toronto–Seattle: Hogrefe 1994. 885 S.

Die gegenwärtige Psychotherapie ist konfessionell anstatt professionell ausgerichtet und ignoriert die Forschungsergebnisse der wissenschaftlichen Psychologie über die Störungen menschlichen Erlebens und Verhaltens und die Möglichkeiten ihrer psychologischen Beeinflussung. Die psychotherapeutische Versorgung orientiert sich weitgehend an den Interessen der verschiedenen psychotherapeutischen Glaubensgemeinschaften und nicht an der nachgewiesenen Nützlichkeit der Therapiemethoden. Die psychotherapeutische Praxis hinkt dem wissenschaftlichen Erkenntnisstand schwer hinterher. Die Qualität der psychotherapeutischen Versorgung könnte erheblich verbessert werden, wenn die jeweiligen Störungen mit den Methoden behandelt würden, die sich nachgewiesenermaßen als effektiv herausgestellt haben. Das gegenwärtige Ausbildungssystem perpetuiert jedoch die Mißstände auf dem Gebiet der Psychotherapie. Es klammert Informationen über die tatsächliche Wirksamkeit verschiedener Therapieformen ebenso aus wie den Wissensstand der Psychologie. Das führt zu einer enormen Diskrepanz zwischen dem, was eigentlich durch die Anwendung der verfügbaren effektiven psychologischen Behandlungsmethoden möglich wäre, und dem, was tatsächlich geschieht. – Die Autoren wollen zu einer Psychotherapie beitragen, zu der sie als wissenschaftliche Psychologen stehen können. Sie präsentieren in diesem Buch die Ergebnisse einer dreizehnjährigen Arbeit, in der sie sämtliche vorliegenden Therapiestudien zur Wirksamkeit psychotherapeutischer Behandlungsmethoden analysierten. Sie legen einen Ergebnisbericht vor, der ein Gesamtbild der tatsächlichen Faktenlage auf dem Gebiet der Psychotherapie vermittelt. Für jede Therapiemethode führen sie an, was dazu bisher an stichhaltigen wissenschaftlichen Untersuchungen vorliegt und was diese Untersuchungen bezüglich der Wirkung, der Wirkungsweise und der Indikation dieser Therapiemethode erbracht haben. Die vorliegende Arbeit ist um so bemerkenswerter, als es für einen einzelnen Wissenschaftler unmöglich geworden ist, einen vollständigen Überblick über die empirischen Untersuchungen zum Gesamtbereich der Psychotherapie zu gewinnen und zu behalten. Die Zahl der Untersuchungen über die Wirksamkeit von Therapiemethoden ist mittlerweile über 4000 angewachsen und nimmt jedes Jahr zu. – Grawe und seine Mitarbeiter sammelten in einer fünfjährigen systematischen Suchaktion alle bis 1984 veröffentlichten Wirksamkeitsuntersuchungen, zirka 3500. Aus diesen wählten trainierte Gutachter 897 Untersuchungen aus, die an erwachsenen Patienten durchgeführt worden waren, welche selbst wegen eines klinisch relevanten Problems psychotherapeutische Hilfe gesucht hatten. Anhand eines standardisierten Auswertungskatalogs und Güteprofils für kontrollierte Psychotherapiestudien analysierten sie jede einzelne Untersuchung. Das Herzstück des Buches bildet der Ergebnisbericht über die Wirkung, Wirkungsweise und Indikation der verschiedenen Therapiemethoden (Kap. 4, 87–671). Die Ergebnisberichte über die einzelnen Therapiemethoden sind alle gleich aufgebaut. Zuerst wird die jeweilige Therapiemethode kurz beschrieben, dann folgt der eigentliche Ergebnisbericht. Was liegt an stichhaltigen Untersuchungen zu dieser Methode vor? Auf welche Art von Patienten beziehen sich die Ergebnisse? Wie wird über die Therapeuten informiert? Wieviele Untersuchungen gibt es und wie sind sie im Vergleich zu Studien über andere Therapiemethoden zu bewerten? Es folgt ein Bericht über die Wirksamkeit und das Wirkungsspektrum der Methode, über ihre Wirkung im Vergleich zu anderen The-